

Pommersche Heimat

Monatsbeilage zum Pommerschen Genossenschaftsblatt. — Mitteilungen des Bundes Heimatschutz, Landesverein Pommern.

Einsendungen für den redaktionellen Teil sind an den Bund Heimatschutz, Stettin, Turner-Str. 61 oder an die Geschäftsstelle des Pomm. Genossenschaftsblattes Kaiser-Wilhelm-Str. 1, zu richten.



Erscheint in den ersten Tagen
::: eines jeden Monats. :::

Herausgegeben in Verbindung
mit dem Landesverein Pommern
des Bundes Heimatschutz (e. V.).

Nr. 6.

Auflage

Stettin, im Juni 1922.

14 700

11. Jahrg.

Prof. Dr. Hugo Conwenz †.

Der verdienstvolle Vorkämpfer der Naturschutz- und Heimatpflegebestrebungen, Geh. Reg.-Rat Prof. Dr. Hugo Conwenz, ist im Alter von 67 Jahren in Schöneberg an den Folgen einer Operation gestorben. — Dr. Hugo Conwenz war Danziger von Geburt. Er studierte in Göttingen und Breslau Naturwissenschaften und war in der schlesischen Hauptstadt, wo er auch promovierte, Assistent des Botanikers Goepfert. 1880 wurde er zur Leitung des Westpreussischen Provinzialmuseums in Danzig berufen. Er entwickelte gleichzeitig eine rege Tätigkeit in wissenschaftlichen Vereinen, besonders der Naturforschenden Gesellschaft in Danzig und dem Westpreussischen Botanisch-Zoologischen Verein, und veröffentlichte eine Reihe wissenschaftlicher Arbeiten, von denen besonders die „Monographie der baltischen Bernsteinbäume“ (1890) von grundlegender Bedeutung ist. Auf den zahlreichen Reisen, die ihn zu naturwissenschaftlichen und vorgeschichtlichen Forschungen in die Provinz führten, war ihm das Schwinden der ursprünglichen Pflanzen- und Tierwelt unter dem Einfluß der rationellen Land- und Forstwirtschaft nicht entgangen. Er wandte dieser Erscheinung daher seine Aufmerksamkeit zu. In dieses Gebiet fallen seine wertvollen Arbeiten „Die Eiche, ein aussterbender Waldbaum“ (1892) und „Seltene Waldbäume“ (1895). Conwenz gewann dann die Teilnahme des preussischen Landwirtschaftsministeriums für die Erhaltung der Naturdenkmäler der Wälder und gab 1890 mit dessen Unterstützung das hierauf eingestellte „Forstbotanische Merkbuch“ heraus. 1904 veröffentlichte er seine Denkschrift „Die Gefährdung der Naturdenkmäler und Vorschläge zu ihrer Erhaltung“. Die hierin gegebenen Anregungen führten 1906 zur Schaffung der „Staatlichen Stelle für Naturdenkmalpflege in Preußen“ im Verwaltungsbereich des Kultusministeriums. Ihre Leitung wurde Conwenz übertragen, zuerst im Nebenamt in Danzig, 1910 hauptamtlich in Berlin.

Nach Einrichtung dieser Zentralstelle organisierte Conwenz die Naturdenkmalpflege in den Provinzen und regte durch Vorträge auch anderwärts zum Schutze der natürlichen Landschaft an. Seit 1910 gab er die „Beiträge zur Naturdenkmalpflege“ heraus, von der sieben Bände abgeschlossen vorliegen; zwei weitere sind im Druck.

Einladung zur Hauptversammlung des Landesvereins.

Die Hauptversammlung des Landesvereins findet am 18. Juni d. J. um 10½ Uhr in der Aula des Gymnasiums in Garz an der Oder statt. Der Landesverein ladet seine Mitglieder dazu und damit zugleich zu einem Ausfluge ein. Näheres dürfte den Mitgliedern, wenn diese Nummer der „Pommerschen Heimat“ in ihre Hände kommt, bereits als Drucksache zugegangen sein. Die Tagesordnung ist folgende:

1. Jahres- und Kassenbericht.
2. Endgültige Erhöhung des Mitgliedsbeitrages.
3. Wahlen.

4. Verschiedenes: Fragen der Organisation, Werbetätigkeit, etwaige Anträge.
5. Vortrag von Sanitätsrat Dr. Buschan über „Niederdeutschen Erntebrauch“.

Zu Punkt 2 der Tagesordnung bemerken wir, daß als endgültiger jährlicher Mitgliedsbeitrag die Zahlung von 20 M in Aussicht genommen ist. Ob und unter welchen Bedingungen auch eine geringere Zahlung neben dem ordnungsgemäßen Beitrage zugestanden werden kann, wird die Aussprache ergeben. Wenn wir überhaupt auf einen höheren Beitrag als 20 M verzichten, so geschieht das in der Hoffnung, daß es uns möglich sein wird, bereits vom Juli an allen Mitgliedern die „Pommersche Heimat“ nach Art der Zeitungen durch die Post zugehen zu lassen. Damit wäre in mehrfacher Beziehung eine Ersparnis verbunden, die die zweifellos noch zunehmende Entwertung unseres Geldes bis zu einem gewissen Grade wettmachen könnte.

Der Vorstand.

Anfragen an den Landesverein

bitten wir das Rückporto in Marken beizufügen! Für den Einzelnen bedeutet die Mehrausgabe keine sonderlich große Belastung. Anders für den Verein, dessen Tätigkeit es mit sich bringt, daß er dauernd die Post in Anspruch nehmen muß. In den ersten vier Monaten dieses Jahres weist das Briefbuch der Geschäftsstelle allein 650 Ausgänge auf, ungerechnet die Korrespondenz der einzelnen Ausschüsse. Das läuft ins Geld, und darum noch einmal: wer es tragen zu können glaubt, der füge etwaigen Anfragen das Rückporto bei!

1) Von niederdeutscher Sprache und ihrer Pflege.

Von P. Vagenkopf, Altarnow.

I.

Zu den wertvollsten Heimatgütern unseres niederdeutschen Landes gehört die Volkssprache, gewöhnlich das „Plattdeutsche“ genannt. Darum haben auch diese Blätter sich bemüht, die Volkssprache zu pflegen und gelegentlich Aufsätze in niederdeutscher Mundart gebracht. Wenn ich nun dazu das Wort ergreife, so geschieht es, weil es mir — der ich mitten im niederdeutschen Volksleben stehe — notwendig erscheint, auf gewisse Gesichtspunkte hinzuweisen, deren Beachtung für die Erhaltung und Förderung der Landesmundart unerläßlich erscheint.

Zunächst ist es nötig, alle Hinderungen und Hemmungen zu beseitigen, die der Pflege unserer Mundart entgegenstehen. Solcher Hemmungen sehe ich hauptsächlich drei. Zunächst die Benennung „Platt“. Es ist gleichgültig, ob mit dem Worte „Platt“ die Sprache des „flachen Landes“, des norddeutschen Tieflandes (was wahrscheinlich) bezeichnet wird, oder ob es die Mundart selbst als „platt“, d. h. flach, gewöhnlich, gemein, kennzeichnen soll. Dem Worte „platt“ haftet immer der Begriff des Minderwertigen, Verachteten

an. Will man die Mundart zu Ehren bringen, dann muß zuerst der verächtliche Name („Platt“) verschwinden. Statt seiner finden ſich zwei andere wohlgezeichnete Bezeichnungen: „niederdeuſch“ oder „ſaſſiſch“. Freilich das Wort niederdeuſch ſelbſt iſt hochdeuſch in der Form, und der Name der Mundart müßte doch der Mundart ſelbſt entnommen ſein. Darum empfiehlt ſich noch mehr der Name „ſaſſiſch“, der ſchon zum Teil in Gebrauch iſt.

Man halte die Schwierigkeit, einen neuen Namen einzuführen, nicht für unüberwindlich. Als vor 25 Jahren an den Eisenbahnhalttern nicht mehr „Billett“ und „Perſonbillets“, ſondern „Fahrkarten“ und „Bahnſteigarten“ ausgegeben wurden, da hat wohl manch einer gezeiſelt, ob das liebe Publikum dieſe Neuerung gut heißen würde. Aber nach 5 Jahren ſprach niemand mehr von „Billets“ und „Perſons“, ſondern nur von „Fahrkarte“ und „Bahnſteig“. So leicht läßt ſich eine neue Bezeichnung einführen, wenn ſie gut und vernünftig iſt. Und für die Pſlege unſerer niederdeuſchen Mundart iſt es geradezu ein Bedürfnis, daß wir ſie nicht mit einem geringschätzigen Namen belegen, ſondern ſie durch einen „ehrenden“ auszeichnen.

Viel Schaden richten ferner unter unſerer niederdeuſchen Bevölkerung unſere plattdeuſchen Dichter ſelbſt an. Frik Reuters in ſeinen „Räuſchen und Rimels“ und „Reiſ' nah Belligen“ läßt ſeinen Humor doch an dem Bauer und gemeinen Manne auf dem Lande aus. In ſeinem Fahrwasser ſchwimmt ein ganz Teil neuerer plattdeuſcher Dichter. Gerade dieſe Dichtungen, die man auch ihrem Inhalte nach mit Recht als „platt“ bezeichnen muß, werden am meiſten geſehen. Meint man, daß bei unſerem Landvolk die Liebe zu ſeiner Sprache dadurch beſtärkt werde, wenn gerade in ſeiner Mundart alle Schwächen, Ufernheiten, Sonderbarkeiten, Dummheiten des Bauern und kleinen Mannes vor aller Welt lächerlich gemacht werden? Zum Glück iſt dieſe Literatur wenig aufs Land gedrungen; wo aber in einem Hauſe Frik Reuters Werke geſehen werden, da wenden ſich die Hausgenoſſen von ihrer Mundart und ſprechen hochdeuſch. Ich kann es ihnen nicht verdenken. Sie wollen nicht teil haben an dem Spott und Hohn, der über den niederdeuſchen Mann in ſeiner eigenen Mundart ausgegoſſen wird. Würde man ſolche Gedichte ins „Hochdeuſche“ übertragen, ſo würden ſie ſehr viel weniger humorſtiſch wirken; der Reiz liegt gerade darin daß das alles in der Mundart der Bloßgeſtellten vorgetragen wird. Jedem Landmann aber, der wirklich an ſeiner Muttersprache hängt, muß es ſchmerzlich ſein, dieſen Mißbrauch mit ſeiner Mundart zu empfinden.

Es gibt auch geeignete niederdeuſche Dichtungen; Frik Reuters beſſere Sachen, „Hanne Rüte“, „Franzofentid“, „Strömtid“, ſind durchaus zu empfehlen. Am beſten ſind kleinere Geſchichten, wie von Zehr. Es wird noch manches derartige geben. Solche guten, ernſthaftern Sachen, es können auch humorſtiſche ſein, wenn ſich nur der Humor nicht immer gegen den Landmann wendet, ſollte man möglichſt unter der niederdeuſchen Bevölkerung verbreiten.

Der ſchlimmſte Uebelſtand endlich iſt der, daß die niederdeuſche Mundart wirklich allgemein als minderwertig angeſehen wird. Unſere Schriftſprache iſt das Hochdeuſche; in Stadt und Land hält man das für die edlere und vornehmere Sprache. Das Niederdeuſche gilt bei den allermeiſten für ein verderbtes Hochdeuſch. Dieſe Anſicht, ſo verbreitet ſie auch ſein mag, beruht auf völliger Unkenntnis der niederdeuſchen Mundart und ebenſo des Hochdeuſchen. Das Niederdeuſche iſt nicht aus dem Hochdeuſchen entſtanden, ſondern eſ iſt eine eigene ſelbſtändige Sprache, die aus der Urzeit unſerer Vorfahren bewahrt iſt. Es ſteht von allen deuſchen Mundarten dem „Urdeuſchen“ am nächſten. (Das Wort „urdeuſch“ iſt nach zwei Seiten nicht ganz zutreffend.) Ich gebrauche das Wort hier und ſpäter, der Kürze wegen, um die allen Germanen gemeinſame Sprache etwa um das Jahr 500 n. Chr. zu bezeichnen. Dieſer Sprache, die unſere Vorfahren vor etwa 1700 Jahren redeten, ſteht das „Niederdeuſche“ am nächſten. Es hat alſo vor allen deuſchen Mundarten den Vorzug des höheren, ehrwürdigen Alters voraus. Das aber gilt es zu beweifen. Sonſt

glaubt es doch niemand, weil es der oben angeführten allgemeinen Anſicht entgegenſteht.

Die Sprache aller germaniſchen Stämme um das Jahr 500 war wohl die gleiche, wenn auch ſchon damals Abweichungen in den einzelnen Mundarten vorkommen mochten. Da trat etwa um das Jahr 600 bei den Hochdeuſchen eine große Veränderung ein: die althochdeuſche Lautverſchiebung. Wo bisher „t“ ſtand, wurde im Anlaut und Inlaut und nach Konſonanten ein „z“ geſprochen. Nach Vokalen ging „p“ in „f“, „t“ in „ch“ über, aus dem „p“ im Anlaut eines Wortes wurde „pf“. Damit gewann das Hochdeuſche eine ganz andere Klangfarbe, als das bisherige Urdeuſche.

Dieſe althochdeuſche Lautverſchiebung hat aber nur die oberdeuſchen Stämme ergriffen und hat dann in einer Linie von Köln bis Wittenberg etwa Halt gemacht. Die Niederdeuſchen haben die Lautverſchiebung nicht mitgemacht, ſondern die urſprünglichen Konſonanten „t“ (ſtatt „z“), „p“ (ſtatt „f“), „t“ (ſtatt „ch“), „p“ (ſtatt „pf“) beibehalten. Der Grund, warum die Lautverſchiebung nicht zu den Niederdeuſchen, den ſaſſiſchen Stämmen, vorgebrungen iſt, kennt man nicht. War es vielleicht die größere Beharrlichkeit und Fähigkeit, mit welcher die Leute des deuſchen Nordens an alter Sitte und Sprache feſtgehalten haben?

Bald nach dem Jahre 822 iſt der Heliand, das älteſte größere niederdeuſche Schriftdenkmal, entſtanden, eine Umſchreibung der evangeliſchen Geſchichte in altdeuſchen Stabreimen. Darin haben wir ein genaues Abbild der ſaſſiſchen Sprache, wie ſie vor 1100 Jahren geſprochen iſt; und die iſt von dem heutigen Niederdeuſchen trotz der darüber vergangenen Jahrhunderte nicht allzu verſchieden. Ich gebe nun eine Reihe von Proben des alten Niederdeuſchen mit dem heutigen Niederdeuſchen daneben, dann daſelbe Wort, wie es im Althochdeuſchen nach der Lautverſchiebung geworden iſt, daneben das Wort im Neuhochdeuſchen. Hier nun bitte ich den Leſer, dieſe Sprachverglei chung nicht zu überſchlagen. Man ſoll nicht glauben, was ich ſage, ſondern die große Veränderung im Hochdeuſchen ſelbſt erkennen und ſelber ſehen, wie das heutige Niederdeuſch dem Alt-Niederdeuſchen und Urdeuſchen meiſt gleich, ſonſt aber ſehr ähnlich geblieben iſt.

		Niederdeuſch		Hochdeuſch	
		alt	jezt	alt	jezt
Urdeuſch „t“ bleibt niederdeuſch „t“, wird hochdeuſch „f“	Im Anlaut I	twai töm tün tid tëkan	twei Som Sun Tid Teiten (Teſen)	zwei zoum Zün zit zeichhan	zwei Zaum Zaun Zeit Ze chen
	Im Inlaut II	ëtan fat lätan mëtan writan	äten Fat laten meten riten	ezzan faz läzzan mezzan rizan	eſſen Faß laſſen meſſen reißen
	Im Stumpfſilb III	hërta holt salt swart	Hart Hult (Holt) Sult ſwart	herza holz ſalz ſwarz	Herz Holz Salz ſchwarz
Urdeuſch „p“ bleibt niederdeuſch „p“, wird hochdeuſch „f“		släpan hröpan hlöpan skip köpön	ſchapen raupen lopen ſchip löpen	släfan ruofan hloufan ſciif koufön	ſchlafen ruſen laufen ſchiff kaufen
	Urdeuſch „k“ bleibt im Niederdeuſchen „t“, wird hochdeuſch „ch“	wakön sökian rök bökö ik, ſik	wafen ſoifen Roſ Boſ (Bauf) it, fit	wahhön ſuohhan rouh buoh ih, ſih	wachen ſuchen Rauch Buch ich, ſich
Lehenwörter aus dem Lateiniſchen behalten im Niederdeuſchen „p“ im Anfang, hochdeuſch wird das „p“ zu „pf“		pond(us) pal(us) pal(us) poſt(is) piper	Pund Pahl Paul Poſt Peper	pfunt pfäl pfuol pfpoſt pfeffer	Pfund Pfahl Pfaul Pfoſten Pfeffer

Mehr noch als durch die Mitlauter, die Konsonanten, wird der Klang einer Sprache durch die Selbstlauter, die Vokale, bestimmt. Da tritt uns nun die merkwürdige Erscheinung entgegen, daß Hoch- und Niederdeutsch gleichsam in bewußtem, absichtlichen Widerspruch stehen. Wo der Hochdeutsche „ei“ spricht, in „Weib“, „mein“, „dein“, „sein“, lautet es in Niederdeutsch „Wif“, „min“, „din“, „sin“; dagegen hochdeutsch „ie“ wird niederdeutsch „ei“ gesprochen. Dieb — Deif; tief — deip; dienen — deinen. Derselbe Gegensatz tritt bei den Lauten „u“ und „au“ hervor; hochdeutsch Braut, Haut, Haus lautet niederdeutsch Brut, Hut, Hus; und wieder das hochdeutsche „u“ in Schuh, Fuß, rufen klingt niederdeutsch Schauh, Faut, raupen. Dem Unkundigen mag solcher Widerspruch als absichtliche Bosheit des niederdeutschen Mannes erscheinen. Vor 250 Jahren ist ein Büchlein erschienen: „Des schlimmen Bauernstandes Lasterprob“. Es enthält nicht viel mehr, als Friß Reuter in „Läuschen und Riemels“ u. a.: aber was Reuter mit lachendem Munde erzählt, wird dort mit bitterem Ernst ausgesprochen. Ist nun etwa dieser Gegensatz, ja geradezu diese Verkehrung in der Aussprache auch eine Probe von der Tücke des Bauernstandes?, oder wenigstens: Ist die niederdeutsche Aussprache nicht durchaus falsch? Der Unkundige möchte geneigt sein, beide Fragen zu bejahen.

Die Abweichung des Niederdeutschen vom Hochdeutschen beruht aber keineswegs auf der Bosheit des Landmanns, und ebensowenig ist die niederdeutsche Aussprache falsch; sondern die Verschiedenheit der Aussprache ist das Ergebnis einer jahrtausendlangen Entwicklung der beiden Mundarten, und zwar derart, daß das Niederdeutsche die alten Selbstlauter vielfach treu bewahrt hat, während das Hochdeutsche allmählich die veränderten Laute eingestellt hat.

	Niederdeutsch		Hochdeutsch	
	alt	jezt	alt	jezt
Altdeutsch „i“ bleibt niederdeutsch langes „i“, hochdeutsch „ei“	wif min, din, sin lif lik skin driban	Wif min, din, sin Lif Lif Schin driben	wif min, din, sin lip lih scin driban	Weib mein, dein, sein Leib Leiche Schein treiben
Altdeutsch „io“ wird niederdeutsch „ei“, hochdeutsch „ie“	diop liogan driogan farliosan tkiof thionôn	Deip leigen dreigen ver/eisen Deif deinen	tiof liogan treogan firliosan diop dionôn	tief lügen ¹⁾ trügen ¹⁾ verlieren Dieb dienen
Altdeutsch „â“ bleibt niederdeutsch lana „u“, wird hochdeutsch „au“	brûd hlûd hûs krûd rûm skûr	Brud lud Hus Rrud Rum Schur	prût hlût hûs krût rûm scûr	Braut laut Haus Kraut Raum Schauer ²⁾
Altdeutsch „ô“ bleibt niederdeutsch „o“ oder lautet in „au“ um, wird hochdeutsch „u“	bôk fôt blôd hrôpan skôh gôd	Bauf ³⁾ Faut ³⁾ Blaud raupen ³⁾ Schauh ³⁾ gaud ³⁾	puoh fuoz pluot hruofan scuoh guot	Buch Fuß Blut rufen Schuh gut
Altdeutsch „e“ bleibt niederdeutsch „e“ oder lautet wie auch im Hochdeutschen in „ei“ um	bêdea hrên bên blêk brêd dêlian	bede reen Bein ⁴⁾ bleif ⁴⁾ breid ⁴⁾ deilen	pêdê hreini pein pleih preit teilan	beide rein Bein bleich breit teilen

¹⁾ Nach Vilmar, „Anfangsgründe der deutschen Grammatik“ S. 23 ist „lügen, trügen“ eine Falschbildung; richtig ist: „liegen, triegen“.

²⁾ (Regen) Schauer.

³⁾ Neben „Bauf, Faut, Blaud, raupen, Schauh, gaud“ besteht im Niederdeutschen auch die Form „Boof, Foot, Blood, roopen, Schoh, good“.

⁴⁾ Neben „Bein, bleif, breid, deilen“ besteht auch die Form „Been, bleef, breed, deelen“.

Ich gebe vorstehend wieder einige Proben, wie die langen Vokale sich im Laufe der Jahrhunderte im Hochdeutschen verändert haben, im Niederdeutschen meist bewahrt sind. Zugrunde gelegt ist die Sprache des Heliand, der bald nach achthundertzweundzwanzig entstanden ist. Das lange i, û, io lautet im Altdeutschen noch gemeinsam i, u, io. Langes ô und ê sind schon damals im Hochdeutschen zu uo, und ei umgelautet.

Diese Proben erweisen untrüglich das Folgende — und jedem, der die neben einander gestellten Formen mit Aufmerksamkeit verglichen hat, wird das schon zum Bewußtsein gekommen sein:

1. Das Niederdeutsche ist nicht eine Mundart des Hochdeutschen. Das Hochdeutsche ist entstanden mit der althochdeutschen Lautverschiebung im siebenten Jahrhundert. Damals fing also das Hochdeutsche an, eine Mundart des „Urdeutschen“ zu werden, während das Niederdeutsche die alte, bis dahin gemeindeutsche Sprache beibehalten hat. Davon, daß das Niederdeutsche ein verderbtes Hochdeutsch sei, kann erst recht nicht die Rede sein.

2. Niederdeutsch und Hochdeutsch sind zwei Sprachstämme, die aus derselben Wurzel, dem „Urdeutschen“ entsprossen sind, die dann aber eine recht verschiedene, ja geradezu entgegengesetzte Ausbildung erfahren haben.

3. Das Hochdeutsche hat sich in wechselvoller Veränderung der Konsonanten und Vokale aus dem Althochdeutschen zum Mittelhochdeutschen und weiter zum Neuhochdeutschen entwickelt. Wir können mit unserer heutigen Sprache uns mühsam in das Mittelhochdeutsche, wie es um das Jahr zwölfhundert gesprochen und geschrieben ist, hineinlesen. Die Hauptschwierigkeit dabei liegt darin, daß inzwischen dem heutigen Deutsch eine ganze Reihe von Wörtern verloren gegangen ist, die das Mittelhochdeutsche noch kannte.

4. Im Gegensatz zum Hochdeutschen hat das Niederdeutsche die uralte Sprachform möglichst bewahrt. Die Sprache des Heliand ist von dem heutigen Niederdeutsch nicht weiter entfernt, als das Mittelhochdeutsche vom heutigen Hochdeutsch, nur daß der Verlust an Wortstämmen ein viel größerer ist.

Jeder Niederdeutsche hat darum allen Grund, auf seine Muttersprache stolz zu sein: das Niederdeutsch steht dem Urdeutschen am nächsten; es ist die durch sein Alter vornehmste und ehrwürdigste Sprache.

Jeder Hochdeutsche aber sollte mit hoher Achtung zum Niederdeutschen aufblicken; denn das Niederdeutsch ist der deutschen „Ursprache“, die auch seine Vorfahren vor sieben-zehn Jahrhunderten schon gesprochen haben, nahe verwandt.

Ist es nach dem, was wir jetzt gesehen haben, noch richtig, von einer niederdeutschen Mundart zu reden? Hochdeutsch und Niederdeutsch sind jetzt so verschieden, daß ein rein Oberdeutscher kaum ein Wort der niederdeutschen Sprache versteht; ebenso würde es dem Niederdeutschen ergehen, wenn er nicht in der Schule und stetem Umgang das Hochdeutsche gelernt hätte. F. Köhn sagt in seiner Kirchensprache Niederdeutschlands (S. Sundagsglocken bei P. Christiansen, Wolgast 1922 —, die jedem Freunde des Niederdeutschen nicht genug empfohlen werden können): „Unsere echt plattdeutschen Kindern würde es leichter werden, die englische Umgangssprache zu erfassen, als das Hochdeutsche. Aussprache, Wort- und Satzbildung, die ganze Phrasologie sind dort dem Plattdeutschen näher als hier.“ Er mag recht haben, wenigstens zum Teil. Jedenfalls aber steht das Niederländische dem Niederdeutschen näher als dem Hochdeutschen. Als in Victoria (Brasilien) einst ein Trupp holländischer Einwanderer eintraf, fehlte es an einem Dolmetscher; da versuchte ein Hamburger die Verständigung, und, wie er mir sagte, verstanden sich das „Hamburger Platt“ und das Holländische ganz leidlich. Ein rein Hochdeutscher würde einem Zuge niederdeutscher Einwanderer, wenn diese kein Wort Hochdeutsch verstanden hätten, solchen Dienst nicht haben leisten können.

Wenn also das Hochdeutsche und Niederdeutsche sich so weit von einander entfernt haben, daß es dem Niederdeutschen leichter ist, sich mit dem Holländischen und Englischen zu verständigen als mit dem Hochdeutschen, dann kann man Hochdeutsch und Niederdeutsch nicht mehr als

zwei Mundarten bezeichnen, sondern sie sind im Laufe der Zeit ihrer Trennung verlaufenen siebenzehn Jahrhunderte zu zwei verschiedenen, selbständigen Sprachen geworden. Die beiden Sprachen, die unser deutsches Volk redet, Hochdeutsch und Niederdeutsch, haben jede eine Reihe von Mundarten ausgebildet; wie das Allemannische, Schwäbische, Bayerische, Oberfränkische u. a. hochdeutsche Mundarten sind, so sind das Hinterpommersche, Mecklenburgische, Holsteinsche, Westfälische u. a. niederdeutsche Mundarten. Man kann darum von schwäbischer, bayerischer oder westfälischer, pommerscher Mundart reden, aber nicht von niederdeutscher Mundart. Das Niederdeutsche ist wie das Hochdeutsche jedes eine eigene selbständige Sprache geworden.

Was weiter zur Sache zu sagen ist, mag einem folgenden Aufsatz vorbehalten sein.

Heimatlich-Arbeit.

Auf Antrag des Landesvereins hat der Landrat in Lauenburg eine schwedische Mehlbeere, eine Seltenheit unter den einheimischen Bäumen, am Wege von Rosgars nach Krampe im Kreise Lauenburg unter den Schutz des Kreises gestellt. Die Mitteilung von dem Schutzbedürfnis des Baumes an den Landesverein war seitens des Generalfeldmarschalls Mackensen ergangen. — Auf einer der Stettiner Portland-Zementfabrik gehörigen Wiese bei Finkenwalde wächst eine sehr seltene Seggenart. Näheres müssen wir verschweigen. Jedenfalls waren die Pflanzen in Gefahr, durch eine Bepflanzung des Standortes mit Weiden zum Absterben gebracht zu werden. Auf Bitte des Landesvereins hat sich die Fabrik bereit erklärt, ein etwa 20 Quadratmeter großes Stück der Wiese von der Bepflanzung freizugeben. Es darf auch an dieser Stelle der Dank dafür ausgesprochen werden.

Unter der alten Kirchhofslinde.

Erzählung von Georg Biecke f.

Wie ein liebes altes Nest liegt das Kirchdorf im hohen Baumgrün. Aus dunklen Zweigen guckt gemessen und doch freundlich der helle Kirchturm mit dem Schindelskopfe und dem Kreuz obendrauf. Mitten auf dem Friedhofe steht das ehrwürdige alte Gotteshaus nach alter frommer Sitte, die Gräber ringsumher liegen geweiht in ihrem Frieden. Auf den Gräbern kämpfen Flieder, Liguster, Rosen und Nelken mit Efeu, Immergrün und Katzenpfötchen hartnäckig um den engen Platz, und drüberhin flattern weiße, gelbe und rote Schmetterlinge von Blume zu Blume, als ob sie sich dort Erfindungen über der Schlafenden Seelen einholen wollten. Ueber dem ganzen Bilde der Hoffnung und Sehnsucht liegt der Zauber einer edlen Sonne wie stille Andacht.

Vor dem Kirchlein und ehrwürdig und erhaben wie dieses steht eine altersgraue Linde, in deren Schatten der halbe Kirchhof liegt. Ursprünglich hatte sie hier noch sechs Schwestern, die aber längst den Stürmen der Zeit zum Opfer gefallen sind oder aus irgend welchen andern Gründen haben weichen müssen.

Damals, als die sieben Linden gepflanzt wurden, standen sich auf diesem Hügel gewiß noch Heidenpriester und Gottesboten gegenüber, und als die Glaubenshelden über die heidnischen Zauberer gesiegt hatten, hieben sie die alten Baumtempel nieder und bauten aus den Steinblöcken und Baumriesen eine Kapelle. Zu Schutz und Glaubensstärkung weihten sie das neue Haus den vornehmsten Heiligen, deren Bilder sie mit viel Mühe und Liebe in die Altarsäulen einschnitzten. Jedem Heiligen pflanzten sie zu Dank und Ehre einen Baum, hier eine Linde, anderorten eine Eiche, zwei davon standen am Eingang, je zwei an den Langseiten und eine hinter der Altarwand. An die größte und schönste nagelten sie den blutenden Heiland zum Zeichen des Sieges.

Vom ersten Knospen des Lenzes bis zum letzten Blatt, das sich im Herbstwinde vom Baume löst, ist ein kurzer Raum und doch wie vieles kann sich darin ereignen. Wie viel Sonnen- und Schmerztage machen erst ein Menschenleben aus. Was für eine tiefe große Geschichte muß aber wohl solch ein alter Stamm wie unsere Kirchhofslinde unter ihrem

rissigen Borfenkleide verbergen! Wie viele Wünsche und Gebete, wie viele Flüche und Drohungen haben die heiligen Bäume vernommen! Sie sahen, wie die Prediger sich um die Einführung der reinen Gotteslehre mühten, ja wie sie für dieselbe bluteten, wie sie dann gezwungen waren, um endlich Eindruck zu machen, den schwerfälligen verschlossenen und mißtrauischen Kaschuben den Christengott als gewaltigen Herrn und Rächer aller Schande zu zeigen und nach Art der weltlichen Herren für jedes kirchliche Vergehen die härtesten Bußen und Strafen aufzulegen. Nur so wurde die Befehrung eine gründliche und die Christenlehre fand willigen Eingang, die Kirchen wurden voller und die Herzen zitterten. Die Bußen und Strafen mußten zumeist unter den heiligen Bäumen abgetragen werden zur Abschreckung aller andern. Unter der Marterlinde, die das Kreuzifix trug, wurden die Vergehen gegen das sechste Gebot gesühnt und das kam oft vor. Denn so heilig der Kaschube heute wie damals die Ehe hielt, über die Mahnung „keusch und züchtig leben in Worten und Werken“ hatte er allzeit seine eigene Auffassung.

Ob es nun Absicht gewesen oder eine besondere Gunst des Zufalls, daß gerade die Marterlinde ihr Leben bis auf unsere Tage gebracht, ist aus den Chroniken nicht zu ermitteln, jedenfalls ist sie tief in das Leben und Wesen der Gemeinde hineingewachsen, und die Kirchengänger, welche gern ein halbes Stündchen oder ein ganzes vor Beginn des Gottesdienstes hier ihre Gedanken und Erfahrungen austauschen und so ihr Herz erleichtern, blicken auch heute noch mit frommem Staunen zu dem prachtvollen, ehrwürdigen Baume hinauf, den sie heute nicht mehr, wie vor einem halben Jahrhundert noch ihre Väter, zu fürchten haben. Freilich, ganz eingebüßt hat er auch heute noch nicht seinen alten Zauber, und sein Einfluß auf das Gemüt muß um so größer sein, je tiefer der katholische Christ noch in dem Banne kirchlicher Vergangenheit lebt.

Wie klingen die Glocken heut am Sonntag so ernst und so traut; weit hinaus reicht ihr Klang bis zu den Feldlerchen und dem Waldhuhn. Sie geben dem Landmann die schönste Poesie, lenken seinen Blick und seine Gedanken vom Boden hinauf in lichte freie Höhen und wollen verhindern, daß er vom sechstägigen Sorgen kopfhängerisch werde. Vom Staube des Werktags frei soll er vor den Altar Gottes treten, um sich im Gebet aufzurichten.

So rufen die Glocken. Und der Bach, des Dorfes Wächter und Gärtner, erklärt glucksend seinen Blumen und Kräutern Sonntagsklang. Die Blumen wieder trinken alles voll Behagen in sich hinein, das frische klare Wasser und den sonnenhellen schönen Ton und lächeln weiß und blicken schelmisch hinauf zu den Kindern und Jungfrauen, die in hellen Feiertagskleidern sich zu ihnen verlangend herabneigen. Ein Sträußchen vom Bachrande unter der Kirchzeit gepflückt für die Eltern, für den Schatz, das hat gute Bedeutung.

Für den Schatz! — Hannchen lächelt verlegen und errötet fein, wie sie das den Blumen ganz heimlich zuflüstert.

Sie sind längst einig, der Müllersohn Hermann und das Hannchen und könnten heute schon öffentlich Brautleute sein. Der Pfarrer kann garnichts dagegen haben und der Herrgott gewiß auch nichts. Aber Hannchens Großmutter will's nicht zugeben, jetzt nicht und nie. Sie meint, das gäbe ein großes Unglück, wenn Hannchen den Müllersohn freie. Das Un glaublickste und Unbegreiflichste an der ganzen Geschichte aber ist: Die alte dicke Linde da oben bei der Kirche, in der die Bienen heute ihre Harfen spielen, die soll schuld dran sein, daß Hannchen den Liebsten nicht haben darf!

„Was die Alte nur meckert“, meint spottend ihr Herrmann. „Geht's denn gar nicht ohne einer Großmutter Spruch und Segen? Zwanzig andre frischblühende Jungfrauen würden sich garnichts aus solchem altmodischen Gerede machen, sondern sie würden flott zugreifen, und das um so mehr, je weniger sie einzubrocken hätten.“ So hat er aber nur im Scherz gesprochen, denn er kennt sein strenggläubiges gehorsames Hannchen.

Was kann aber nur die moosbärtige alte Linde einwenden wollen? Sie gibt sogar den hochzeitslustigen Staren, Amseln, Eulen in ihrem eignen Hause Platz und Gelegenheit, sich anzufiedeln. Die sollte ein Hindernis sein,

wenn zwei Menschenkinder sich so gern haben wie Hannchen und Hermann? Hat solch ein Baum, der nichts tut als alle Frühjahr Blätter kriegen, hat der überhaupt einen Willen? Und wenn schon, hat er auch ein Herz? Stecken etwa doch böse Geister darin, wie manche furchtsamen alten Weiber glauben?

Hannchen hat, auf einem Stein sitzend, die frischen Blumen in einen schmutzen Strauß gebunden, drei Schwertlilien in die Mitte, einen Schopf Bachnelken und Ehrenpreis als Füllung und einen breiten Kranz Vergifmeinnicht als köstlichste Einfassung. Das Gebinde liefert ihre neue, saubere Haarschleife. Mit glücklichem Lächeln betrachtet das liebe Mädchen noch einmal ihr einfaches und doch so sinniges Liebespfand und malt sich das verliebte Blinzeln ihres Schatzes aus, das ihn so unwiderstehlich macht. Wann er sie wohl ganz in sein Haus holen wird? Ach so, daraus wird ja nichts! Und Hannchen fällt wieder in trübes Sinnen.

Jetzt wirft sie ihren Blondkopf zurück und schielt mit großen dunklen Augen recht vorwurfsvoll und ärgerlich zur bösen Linde wie zu einer Heze hinüber. Hannchen fallen die beiden Bäume im Paradiese ein, und die giftige Schlange, die in dem einen gewohnt hat. Wohnt wohl in jener Linde auch solche Schlange? Nein, Hannchen hat noch nie etwas Böses an dem Baume entdeckt. Lieb ist ihr der Baum stets gewesen, besonders dann, wenn die fleißigen kleinen Vögel in seinen Zweigen jauchzen wie Kinder Gottes, Lieder von Leben und Liebe und Glück. Der Baum ist ihrem Herzen ordentlich eine Heimat. Unten zu seinen Füßen steht ein Holzkreuz, Nachtviolen und Lilien steigen vom Hügel zum Kreuz hinauf und versuchen, die Inschrift zu verdecken. Hannchen kennt die Inschrift und pflegt die Blumen liebevoll: es ist das Grab ihres Vaters!

Ueber den Vater gehen im Dorf nicht die besten Geschichten um. Er hat viel im Wirtshause gelebt und manchen Streit gehabt. Der Schulze und der Pfarrer traten für ihn ein, daß er das Amt des Ruhlengräbers erhielt.

Hannchen hält von den Geschichten nicht viel. In ihrer Erinnerung steht der Vater mit dem langzottigen Bart und den tiefliegenden Augen als ein freundlicher Mann, der sein einziges Töchterchen, sein kleines achtjähriges Mädchen gern liebte und verwöhnte. Entsetzlich, ganz schmerzlich war ihr das Gerede von seinem „unnatürlichen“ Ende.

Der alte Förster, sein ganzes Leben lang im Dienste derselben Adels Herrschaft gestanden und ein tüchtiger Jäger, war gestorben, ganz plötzlich und ohne Krankheit. Die Aerzte nannten es Schlaganfall. Die Volksstimme wußte es besser, noch heute behaupten die Leute, wenn sie darauf zu sprechen kommen: ihn hat der Teufel geholt. Darüber wunderte sich damals kaum ein Mensch; erst sein Begräbnis regte das Dorf auf. Es traf sich gerade, daß der Platz unter der Linde zu besetzen war, denn Hannchens Vater, der Ruhlengräber, hielt sehr auf Ordnung und schaufelte kein Grab außer der Reihe, wenn's ihm nicht besonders vom Schulzen oder vom Pastor befohlen worden war. Nun war das ganze Dorf gespannt, wie des Försters Familie diese Einordnung aufnehmen werde, denn unter der Kirchhofslinde soll es seit langer, langer Zeit schon nicht „geheuer sein“. Jedenfalls hätte sich jede andre Familie gegen diesen Platz gestraubt. Der älteste Sohn des Verstorbenen jedoch, der junge Förster, schien ordentlich befriedigt über den Zufall. Er drückte dem Ruhlengräber noch einen Extrataler in die Hand, weil sein Vater echt weidmännisch „unter rauschenden Bäumen“ ausruhen könne. Wie der Gräber nun morgens mit Schaufel und Hacke unter die Baumwurzeln kommt, fällt unter ihm im Augenblick die Erde in die Tiefe. Vor Grausen und Schreck verliert er das Gleichgewicht, stürzt nach, bleibt mit den Füßen im Wurzelwerk hängen und kann sich nicht herausheulen. Nachstürzende Erde verschüttet und erstickt ihn. Noch heute erstarrt Hannchens Herz wie unter einer Eiskruste, wenn sie an jene Stunden denkt, wo sie den Vater suchte und nicht fand, wie ihn dann Nachbarn als Leiche ins Haus brachten und wie die Großmutter so wahnfinnig, herzerreißend aufschrie. — Bald ging es im Dorfe um: Der Forstmann hat zu den Freimaurern gehört, und daß er

tugelfest gewesen, könnte manch Wildschütz beschwören, wenn er nur wollte. Der Böse hatte es aber schon so gerichtet, daß jener seine Ruhstatt unter dem Marterbaum erhielt, dort war er der Seele besonders sicher, auch hätte dann die Seele keine Ruhe gehabt, sondern mußte noch hundert Jahre „umgehen“. Nun, das weiß ja doch jeder Mensch, daß die Freimaurer sich durch ein Menschenopfer loskaufen können.

Hannchen erschauert unter dem Eindruck solcher Erinnerungen. Mit Gewalt muß sie sich von den schändlichen Geschichten losmachen. Da winken ihr die zarten Blumen, die in den unschuldigen Mädchenhänden erzittern. Tief taucht sie ihr Gesicht in den duftenden Strauß, die Augenlider zucken und heiße Tränen tropfen nieder und weihen den Sonntagsstrauß. —

Vor wenig Wochen, an einem Maienabend, stand das schlanke Mädchen wieder einmal an des Vaters Grabhügel, traurig und sinnend. Da ist der Bursch dazu gekommen und hat ihre Hand gefaßt. Seitdem sind sie versprochen. Eine tiefumräumte Wolke flog gerade am Himmel vorüber und hat das Geheimnis den Sternen erzählt, sonst hat es niemand erfahren. — Törichtes verliebtes Mädchenherz, das da glaubt, etwas verbergen zu können! Die Augen verraten dich und die Wangen und die zitternden Hände! Die klugen alten Augen der Großmutter haben es bald erraten und standen bekümmert voll Tränen. Wie denn auch das Hannchen ganz übergelöst von Wonne und Glück der Ahne berichtet, da hat diese sie so tieftraurig und voll Mitleid angesehen und nur immer gesagt: Du armes Ding, du armes Ding! — Hannchen hat ganz enttäuscht und verzweifelt aufgeschrien und der Großmutter Hand mit beiden Händen gefaßt und immer wieder gebettelt: Großmutter, hör, das ist nicht euer Ernst, das nicht! So sprech doch zu mir! Mir vergeht ja das Herz vor Angst! Habt doch Erbarmen, Großmutter, hört Ihr! — Die gute treue Alte hat sich denn auch wieder etwas gefaßt und hat das verwirrte Kind trösten wollen. Doch immer wieder sind ihr die Worte entfahren: Ein Unglück, mein Kind, ein Unglück!

Da ist Hannchen ganz ärgerlich geworden und hat heftig gemeint, die Großmutter gönne ihr wohl solchen Mann nicht und was sie gegen den guten Hermann habe? Er sei so grundtüchtig und ordentlich und sie so arm wie eine Kirchenmaus und habe dazu nicht Vater noch Mutter. Wie die Großmutter denn das mit dem Unglück meine?

„Gönnen?“ Die alte Frau, deren schmale Lippen noch bebten, streicht ihrem Liebling zärtlich den dichten Scheitel. „Wie möchte ich stolz sein auf deinen Schatz! Und so ein braver Mensch wie der Hermann, der müßte es gerade sein. Nur das schafft mir Unruhe, daß ihr euch auf dem Kirchhof versprochen habt. Was sich unter der Kirchhofslinde verspricht, das hat nicht Bestand! Der Baum ist verflucht, und wer sich ihm anvertraut, der steht unter dem Fluch!“

Aber jetzt hatte auch die Enkelin ihre ganze Fassung wiedergefunden und ihren Stolz und ihren Trost dazu. Mit dem frohen Eifer einer ihr Herzensglück verteidigenden Braut tritt sie dem unholden Aberglauben der Großmutter entgegen. „Gar keinen andern Platz hätten wir uns wünschen mögen als den, wo uns der Vater ganz nahe war. Wie wir uns die Hand gereicht und niedergekniet sind, da ist mir's gewesen, als sähe ich zwischen den hohen Blumen des Vaters Augen und sie haben mir zugenickt, und ich habe vor lauter Freude und Wonne geweint. Dann hab ich Hermann gefragt, ob er sich auch nichts draus mache, daß ich solchen Vater gehabt? Er hat mir den Mund zugehalten, aber nicht mit der Hand, und hat gescholten, ich soll nie wieder so etwas sagen. Darauf haben wir noch vom Grab meiner Mutter ein Sträußchen geholt und das hat sich der Hermann mitgenommen. — So schön kann sich noch kein Mensch verlieben wie wir und so schön ist's noch nie im Leben gewesen! Ach, Großmutter, ihr seid doch auch mal jung gewesen, könnt ihr denn heut so grausam sein?“ Schön-Hannchen hatte die Alte stürmisch umfaßt und geküßt und gestreichelt, bis diese sich losriß und vor der „unvernünftigen Margell“ kopfschüttelnd floh.

Aber die Großmutter trug noch etwas auf dem Herzen, das sie wohl gern los sein möchte; das fühlte Hannchen an

ihrer Unruhe und dem nachdenklichen Schweigen. Hannchen hörte die Großmutter nachts zuweilen schluchzen und abgerissene Sätze sprechen. Sicher war sie mit der Enkelin Schicksal beschäftigt. Dann zeigte sie sich morgens matt und abgeschlagen, war tagsüber einfüßig und griff oft in ihrer Arbeit fehl. Das marterte die mitleidige junge Seele und klopften Herzens bat sie die Greisin, ihr doch anzuvertrauen, was sie bedrückte. Die aber schüttelte nur noch trauriger den weißen Kopf und trüber blickten die verweinten Augen ins Leere. Hannchen war unendlich besorgt um die gute treue Alte, die ihr Halt, ihr einziger Führer, Freund und Berater im bisherigen Leben gewesen, auch ihr Vertrauter, denn Hannchen konnte sich nur schwer andern Menschen anschließen. Wenn nun das liebe alte Herz krank würde, oder gar stirbe — und Hannchen wäre gewiß schuld daran! Schrecklich! — Eine Angst, einer Verzweiflung gleich, packte sie an und löste sich in einem Strom von Tränen.

Ist denn mein Glück jetzt mein Unglück? —

Die Betglocke ertönt und verkündet den Schluß des Gottesdienstes.

Hannchen erschrickt, wie jemand, der auf geheimem Pfade überrascht wird. Dann aber überkommt sie eine sanfte Ruhe und Sicherheit. Es ist ihr, als tröste sie der Glockenklang. Einen Groll zwar versteckt sie noch tief unten im Herzen und weiß doch nicht, wem sie grollen soll. Doch nur vorübergehend meldet er sich, das erhebende Gefühl des stolzen sichern Besitzes und des Geborgenseins verwischt jede andre Spur. So mag sie denn auch wieder aufblicken zu dem alten Lindenbaum, diesmal aber frei und unbesungen. Und während die letzten Glockenschläge über den Bach hallen, faltet sie die gläubigen Hände zum Gebet.

Dann erhebt sie sich schnell, um auf dem kürzesten Wege ihrem Getreuen den frischen Strauß ins Fenster zu legen, ehe die Leute aus der Kirche kommen, und dann der sich ängstigenden Großmutter beim Wirtschäften zu helfen. —

Am Nachmittage strengt Hannchen ihr Köpfchen an, wie sie die Großmutter aus der engen niedrigen Stube locken und von ihrem trüblichen Hinbrüten heilen mag. Wie erstaunt sie, als ihr jene schon auf halbem Gedankenwege entgegenkommt, so daß es gar keiner List und Ueberredungskunst mehr bedarf.

Seit Jahren ist die Ahne nicht mehr bei ihren Gräbern gewesen, sie gab immer vor, die klapprigen Glieder können den Weg dort hinauf nicht mehr schaffen. Heute verlangt sie nach dem Friedhofe. „Man kann nicht wissen, was Gottes Gedanken sind und möchte doch noch von meinen Kindern Abschied nehmen,“ erklärt sie feierlich.

Am Lindengrabe saßen sie nun; die Großmutter in ihrem stumpffarbenen altmodischen Abendmahlskleide, der schwarzen Kopfschleife mit der weißen Rüsche und dem breiten Sammetband und einem großen Umschlagetuch in bunten Mustern, die Enkelin im leichten einfachen Strohhute und einem sauberen hellen Kattunkleide. Eine Zeitlang saßen sie schweigend nebeneinander, die Augen zur Erde geneigt und jede mit eigenen schweren Gedanken beschäftigt.

Dann, wie aus tiefem Traum erwacht, faßt die alte welcke Hand die junge frische, als wolle sie sich aus dem warmen Pulsschlag der Jugend Kraft und Aufmunterung für die schwerfließende Erzählung holen.

Darauf hub Großmutter an.

Ich war damals wohl ein rundliches Ding von zwölf Jahren und hütete fleißig die Gösse, als in die Schwarze Mühle an der Ellernbäck¹⁾ der neue Müller einzog mit seiner stillen Frau und vier wilden Kadern, nämlich einem stolzen Mädchen und drei kräftigen Burschen. Die Schwarzmühle im Ellerngrund war eine wahre Kodderei²⁾, als unser Müller sie übernahm. Wir nannten ihn gern „unsern“ Müller, da sein Wohnhaus unserm fast gegenüberlag, und unser Vater hatte als Stellmacher auch häufig genug mit dem Müller zu tun. — Der neue Müller verstand aber seine Sache. Nach einigen Jahren war die ganze Wirtschaft so verändert, daß sie niemand mehr kannte. Ich hab' schon viele tüchtige Menschen gesehen, aber was ein strebsamer, fleißiger und grundgeschei-

ter Mensch in wenig Jahren schaffen kann, das konnte jeder-mann dort finden. Aus der Schwarzmühle war eine Goldmühle geworden. Durch den Kuhstall konnte man auf weißen Strümpfen gehen, so schmuß und sauber war er, und wenn der alte Herr von Blankenteich für seinen flotten Herrn Schwiegerjohn ein Reitpferd brauchte, so sprach er zuerst beim Ellernmüller vor. Wenn die Morgen-sonne in die hohen Scheiben des neuen massiven Wohnhauses schien, dann blickte daraus stolze Eitelkeit und jauchzender Uebermut zurück. Hinter den Scheiben vor seinem schweren Eichtisch aber saß der rastlose Müller bis tief in die Nacht hinein und sann auf neue Einrichtungen oder schrieb seine Korntafeln. Die halbe Welt war seine Kundschaft. Neben dem Tisch der Ledersessel mit den hohen Ohrlehnen stand für den Herrn Pastor bereit, der zuweilen abends gern zur Mühle kam und sein stilles Pfeifchen schmauchte. Neben dem Pfeifenbrett im Wandschrank stand eine zierlich geschliffene Glaskanne mit feinstem Likör, den der Müller immer selber von Stolz oder Danzig mitbrachte, wenn er zu Kornmärkten gewesen war, und der dem alten Pastor so gut bekam.

Woher ich das alles so ausführlich weiß? — Meine Mutter hat bei unserm Müller oft ausgeholfen, wenn geschlachtet oder Federn gerupft wurden, oder in der Wäsche. Sie nahm mich dann gern mit und die dralle Ida in der Mühle war eine lustige Spielgefesin. Ich bin auch alle Zeit ein leichtfüßiges und heiteres Ding gewesen. Selbst in bitterer Not und im schwarzen Unglück hab' ich das Lachen nicht ganz verlernt gehabt, und unser alter Pastor, der uns in der Mühle gern zusah, lobte mich dann und sagte: Recht so, ein fröhlicher Mensch ist ein wahres Gotteskind, nur darf man es nicht so weit treiben, daß man damit zum Gespött wird! Das hab' ich mir mein Lebtag gemerkt und mich darnach gerichtet. — In der Mühle wurde auch fleißig gesponnen und wir Kinder mußten Spulen drehen. Wenn mir dann einmal, weil ich etwas hastig war, die Spule zu Boden fiel und abwickelte und ich vor Berlegenheit rot wurde, dann faßte mich der gute Pastor freundlich bei den Flechten und sagte: „Schad't nichts, Winchen, dir darf schon einmal das Knäuel aus der Hand laufen.“ Dabei sah er Ida an und ich merkte es wohl, die konnte er nicht so gut leiden. Weshalb? Das hab' ich damals nicht erfahren und verstanden. Ich glaub' aber, ihr Wesen gefiel ihm schon damals nicht.

Ja, der Müller und der Pastor waren gut Freund miteinander. Wollte der Müller Sonntags zur Kirche, dann mußte ihm zunächst der Krüger das Kinn und die Lippen rafteren, den Backenbart einsetten und am blauen Leibrod die Silberknöpfe puzen, daß sie nur so blänkerten. Die Müllersfrau steckte ihm das seidene Taschentuch ein und brachte die weiße Halsbinde in Ordnung. — Zu den Kornmärkten ritt der Müller auf einem ranfen Fuhs. Das Tier kannte seinen Herrn schon ganz genau und wieherte und stampfte aus Ungeduld und Behagen vor der Tür, daß es eine Lust war.kehrte er wieder heim, so kramte er aus, für die Frau eine seidene Mantille, für das Töchterchen ein Schmuckstück aus Bernstein oder Silber, für die Buben nützliche Sachen. Aber auch die Wirtschaft bekam ihr Teil. Was er unterwegs an guten Einrichtungen kennen gelernt, das probierte er als umsichtiger Mann auf gut Glück bei sich aus. Das Glück war überhaupt bei ihm zu Hause. Was niemand aus seiner Wirtschaft zog, das war beim Müller Alltägliches, so daß die Leute neidisch und mißgünstig sagten, er halte es mit dem Teufel und den Pastor benutze er nur, um es auch mit dem lieben Gott nicht ganz zu verderben. Ja, einige Hellseher wollten in der Johannismacht bemerkt haben, daß es im Mühlteich zwischen 11 und 12 gekludert und wie Gold geschimmert hätte. Der kluge Müller bestärkte die Dummen noch in ihrem Uberglauben und setzte noch hinzu, er hätte sein ganzes Objt zeichnen und den „Deiwsegen“³⁾ sprechen lassen. Damals half solche Drohung noch, niemand froch in den Müllergarten.

(Fortsetzung folgt.)

³⁾ Diebssegen, Zauberformel gegen Diebe.

¹⁾ Ertenbach. ²⁾ Niederliche Wirtschaft.

Neue Bücher.

Martin Wehrmann: Geschichte der Insel Rügen in 2 Teilen. I. 92 S. II. 68 S. Greifswald 1922. Der Verlag Dr. Karl Moninger-Greifswald hat sich eine dankenswerte Aufgabe gestellt: er will eine Heimatkunde von Pommern in Einzeldarstellungen bringen, um durch Wiedererweckung des Heimatgefühls eine der wichtigsten Vorbedingungen für die Wiedergeburt Deutschlands zu schaffen; als Herausgeber zeichnen Dr. Fr. Adler und Dr. M. Wehrmann. In volkstümlicher und lebendiger Darstellung wollen die Arbeiten die Ergebnisse der Wissenschaft der Allgemeinheit darbieten und dadurch Teilnahme für diese erwecken. „Also streng wissenschaftlich und dabei doch lebendig und volkstümlich! Können wir auf das Ziel, das hier aufgestellt wird, nur mit Freude blicken, so werden wir nicht minder gern dem Wege folgen, auf dem es erreicht werden soll. Es ist nötig, daß auch in der Heimatkunde, so sehr sie auch dazu bestimmt ist, sich an das Herz weiter Kreise zu wenden, doch immer an der sicheren Grundlage wissenschaftlicher Arbeit festgehalten wird.“

In der Geschichte der Insel Rügen von Martin Wehrmann liegen die beiden ersten Bände dieser Sammlung vor. Dankbar können wir feststellen, daß sie, wie es von dem Verfasser nicht anders zu erwarten war, den gestellten Forderungen durchaus entsprechen. Die lebendige Darstellung lieft sich leicht und angenehm, und doch spüren wir überall die Gewissenhaftigkeit des Forschers. Wir werden immer wieder zu den Quellen, aus denen er schöpft, hingeführt. Wir freuen uns, wenn hier und da auch Sage, Sitte und Brauch, kurz alles, was die Volkskunde behandelt, über den Quellen Berücksichtigung findet, sehen allerdings auch mit einem gewissen Bedauern, daß der Verfasser die Denkmäler der vorgeschichtlichen Zeit nicht gerade mit wohlwollenden Augen zu betrachten scheint; hat er es doch auch unterlassen, die „jogenannte“ Vorgeschichte Rügens zu behandeln, die allerdings „eine eigene ausführliche Darstellung beanspruchen kann“. Was die Quellen bieten, wird nicht überall gläubig hingenommen; wir lernen vielmehr, verständige Kritik an ihnen zu üben, und müssen uns oft mit einem „das wissen wir nicht“ zufrieden geben. Wir wollen es aber lieber entgegennehmen als irgendein Phantasiegebilde, wie Dilettanten es so gern schaffen, und uns besonders freuen, wenn gelegentlich ein „das wissen wir noch nicht“ einen verheißungsvollen Blick in die Zukunft gestattet und vielleicht sogar dem einen oder anderen Lust macht, den Weg der Forschung zu gehen, auf den für die Zukunft hingewiesen wird. Es wäre gewiß für den Verfasser der schönste Lohn, wenn sein Werk andere zu gleicher Arbeit anregen könnte.

So rollt nun in anschaulichen Bildern die Geschichte Rügens vor unseren Augen sich ab. Nicht nur die politischen Verhältnisse finden Berücksichtigung, sondern fast noch mehr die sozialen. Mit herzlicher Anteilnahme spricht der Verfasser von dem Geschick des rügenschcn Bauernstandes. Auch die Wirtschaftsgeschichte, namentlich die Geschichte der Landwirtschaft, wird uns in klaren Zügen vors Auge gestellt. Mit besonderer Liebe ist die Gestaltung des geistigen Lebens behandelt; ist doch z. B. die Schulgeschichte ein Sondergebiet des Verfassers. Wir erfahren natürlich auch, wie die Welt auf Rügen und seine Schönheiten allmählich aufmerksam wurde und wie sich in folgedessen der Fremden- und Badeverkehr entwickelte. Wenn wir II, 57 einen bedauernden Hinweis darauf finden, daß gerade der Fremdenverkehr das schöne Bild der Insel doch hier und da häßlich entstellt hat, so werden wir Leute vom Heimatschutz uns der Unter...zung unserer Bestrebungen besonders freuen.

Der Verlag Dr. Karl Moninger hat mit Wehrmanns Geschichte der Insel Rügen einen vielverheißenden Anfang seiner pommerschen Heimatkunde gemacht; hoffen wir, daß bald weitere Bände folgen! Dr. Holten-Pyritz.

Jugendpflege und Heimat.

Martin Keepel.

Im Wandervogeltum hat die Jugend schon vor dem Weltkriege den Weg zur Heimat und zu ihren Segnungen

zu finden gewußt. Der Zusammenbruch unseres Volkes läßt den Ruf nach der Heimat nur noch dringender erschallen, und die Jugendpflege, wie sie auch geartet sei, wird sich der Aufgabe nicht entziehen können, planvoll und zielbewußt eine Heimatkunde zu treiben, die als letztes Ziel die Jugend leitet zu einem heimatfreudigen Genießen und erzieht zu einem arbeitsfrohen Heimatbürgertum.

Was die Schule vorbereitet, muß seine Fortsetzung finden, und zwar innerhalb jener Grenzen, die ein Gebiet umschließen, das persönlicher Erfahrung und eigenem schauenden Empfinden zugänglich ist.

Daß uns ein heimatfreudiges Genießen not tut in einer Zeit trostloser politischer Verhältnisse, in einer Zeit, da verankert, was früheren Geschlechtern heilig war, und nicht wenige die Leere ihres Herzens im Taumel des Vergnügens zu vergessen suchen, das ist ohne Zweifel. Dem gegenüber gilt es, mit den Mitteln der Heimat jene Anlagen in der jungen Menschenbrust zu fördern und zur Entfaltung zu bringen, die, in einem Goethe im vollkommensten Maße vereinigt, die Möglichkeit edlen Lebensgenusses verbürgen: die Fähigkeit zu dichterischem Empfinden, zur Auffassung des Malerischen in der Natur und der Trieb zum Suchen und Forschen. Nicht als ob ein jeder Dichter, ein Maler oder ein gelehrter Naturforscher sein müßte; aber etwas davon zu sein, war den Besten unserer Volksgenossen aller Zeiten ein Bedürfnis bis auf Goethe, der alles Dreie zu vollendetester deutscher Menschlichkeit in sich vereinigte. Etwas davon zu sein, und damit ein heiliges Sehnen und Streben in der Brust zu tragen, durch Berufsarbeit und Alltag, dazu gilt es, der Jugend die Wege zu ebnen, zu leiten und zu führen. Dazu bedarf es in der Jugendpflege der rechten „Führer“, die in vertrautem Umgange die geheimen Anlagen zu erkennen wissen und vor der Erscheinung der Heimat, ihrer Poesie, ihrer Landschaftschönheit ihrer Natur und ihrem Volkstum, einem jeden zu geben wissen, was seine Seele ahnend sucht. Und es sind im späteren Leben sicher die schlechtesten Menschen nicht, es sind in der Berufsarbeit die tüchtigsten Schaffer, die so in der Heimat als Ausgleich für des Alltags Mühe, als Kraftquell ihrer Seele im gesteigerten Empfinden, im frohen Schauen und im Forschen irgendwelcher Art ihre besondere Freude erfahren.

So erwächst aus der Freude an der Heimat ein arbeitsfrohes Heimatbürgertum. Und das ist uns nötig!

Es gilt, die Selbstsucht zu besiegen, die nur an sich denkt! Es gilt, im engsten Kreise wieder Bürgerpflichten zu empfinden, Gemeinfinn, der für alle strebt und arbeitet, damit aus diesem Heimatbürgertum jene große Gemeinschaft wieder sich zusammensinde: „ein einzig Volk von Brüdern“, in der Arbeit, in Freude und Leid.

Darum, ihr Jugendpfleger, treibt Heimatkunde, lehrt den Blick tun in die Geschichte der Heimat, vor allem der engsten! In fruchtbaren Schlägen dehnt und weitet sich um uns das Land. Das ist Väterarbeit, rastlose Arbeit von Geschlechtern für Geschlechter! Behäbig lagert das Städtchen im Talgrunde. Wehrbauten reden noch heute von kampfreichen Zeiten. Die Väter bauten und kämpften, Geschlechter für Geschlechter nach ihnen. Dank und Achtung ihrem Vorbilde! So wird die Heimat um uns lebendig. So redet sie und mahnt: werdet rechte Heimatbürger! Nichts um uns am Kulturbilde der Heimat ward von selbst; es steckt etwas von gemeinsamem Wollen und Können darin. Das der Jugend zum Bewußtsein zu bringen, ist eine ernste Pflicht, damit sie sich verpflichtet fühle zur Arbeit am gemeinsamen Kulturbest.

Zur Betrachtung der Heimatgeschichte gesellt sich ohne weiteres der Blick in das Volkstum und der Vergleich vom Einst und Jetzt. Wie war das Leben einst farbig und fröhlich, weil es heimische Eigenart besaß in Trachten, Sitten, Festen, Bräuchen! Wie erwuchs früher, was man Freudiges zu begehnen wußte, ganz anders aus der Natur der Heimat heraus und ihrer Geschichte (Frühlingsfest, Erntefest, historische Gedenktage). Wie standen Schaffen und Feiern in einem gewissen ursächlichen Verhältnis zueinander! Und

das war ein gesundes Verhältnis und verbürgte in den meisten Fällen tüchtige Arbeit wie ehrliche Kreude.

So weiß der rechte Betrieb der heimatkundlichen Betätigung Wege zu einem hohen Ziele. Wir nennen sie noch einmal, damit des Wortes sich erinnere, wer sich die Mühe macht, der Sache nachzudenken: Heimatstrophes Genießen und ein arbeitsstrophes Heimatbürgertum.

Freilich, vom Jugendpfleger wird viel verlangt, von ihm selber, wie von seinem Rüstzeug. Er muß die Heimat kennen und ihren Segen lebendig zu machen verstehen. Und Seelen führt man nur mit einer begeisterten Seele. Sein Rüstzeug aber sind die Ergebnisse eigener Bemühungen um die Geschichte von Natur und Volk des engsten Heimatkreises, unterstützt durch überall bereits vorhandene Vorarbeiten anderer. Sammlungen heimatkundlicher Bücher und Bilder, der Jugend zum Studium und zur Betrachtung, dürfen nicht fehlen. Schönes schauen zu lehren, ist am leichtesten vor den Bildern, die Künstler schufen, Poetisches zu empfinden, im Lesen heimischer Dichterwerke; den Forscherinn regt an, was die Forschung zur Natur und Heimatkunde an Ergebnissen zeitigte. Weder an der Qualität des menschlichen Führertums, wie an jenen Hilfsmitteln darf die Jugendpflege sparen, wenn sie ihr Ziel erreichen will.

Und letztes Endes: wenn das wahr ist, was ich behaupte — und ich glaube fest daran —, daß die Jugendpflege dazu berufen ist, durch den rechten Betrieb der Heimatkunde die Jugend zu edlem Genuß wie zu einer freudigen Betätigung in der engsten und weiteren Volksgemeinschaft zu erziehen, dann mache man Ernst mit dieser Forderung: die Heimat, der Mittel- und Ausgangspunkt aller jugendpflegerischen Bemühungen!

Die verschwundenen Hospitalhufen.

In Labes gab es im 16. Jahrhundert ein Hospital zum St. Jürgen, in das arme und gebrechliche Leute aufgenommen wurden. Anlässlich einer Kirchenvisitation von 1598 wurde festgestellt, daß zu diesem Hospital 3 Hufen Land gehören, und angenommen, daß wahrscheinlich zwei Bürger, Paul Bekkow und Matthias Ternow, die fraglichen Hufen in Besitz hätten. Die beiden Bürger behaupteten, daß die Hufen ihr Eigentum und von ihren Vorfahren dem St. Jürgen-Hospital nur verpachtet gewesen seien. Es wurde eine Untersuchung angeordnet und den beiden Bürgern aufgegeben, ihre Rechte darzutun. Die Untersuchung verlief resultatlos.

Bei einer Kirchenvisitation im Jahre 1681 wurde der verloren gegangenen Hospitalhufen wieder Erwähnung getan und angeordnet, die jetzigen Inhaber der vermeintlichen Hospitalhufen vorzuladen und zur Zahlung der Pächte anzuhalten.

Auch diesmal wurden die wirklichen Hufen nicht ermittelt. Im Jahre 1709 wurde die Angelegenheit wieder aufgenommen, aber auch nicht zu Ende gebracht. Damals wurde Michel Kriesen, „ein abgelebter, grauer Mann“, vernommen und bezeugte in Gegenwart der Patrone, des Pfarrers und der Kirchenvorsteher, daß zwei bestimmte Hufen dieselben seien, die 1598 Matthias Ternow in Besitz gehabt habe.

1713 berichtete der Pastor Zander in Labes über die Hospitalhufen dem Konsistorium Folgendes:

„Die Sache ist zwar ernstlich betrieben und untersucht, ob man sie könnte recht herauskriegen, es ist aber von denen besprochenen Inhabern endlich bestärkt, daß ihnen gar nicht bewußt, daß die Hufen sollten Hospitalhufen seyn. So haben sie auch ihre schriftlichen Nachrichten vorzeigen müssen, aus welchen man doch keine Spur finden können, daß dem Hospital davon ein Kanon gegeben. . . . In Summa: aus diesem Labyrinth ist schwer zu kommen, und was dem Hospital einmal entrissen, davon möchte man sprechen: Aus der Hölle ist keine Erlösung!

Gott erwecke gottselige Herzen, die, da die vorigen Hospitalgüter unverantwortlich weggeraubet, ihre Liebe gegen die Armut wieder ausfließen lassen.“

Im Oktober 1764 verlangte das Konsistorium eine

Aufstellung über Hospitäler, Armenhäuser, fromme Stiftungen und Witwenkassen der Synode Labes. Der darauf vom Pfarrer Lehmann erstattete Bericht erwähnt u. a., daß in den Jahren 1712—1715 über drei Hospitalhufen gestritten worden sei, ein Erfolg aber nicht gemeldet werde. Das Konsistorium, durch diese Bemerkung aufmerksam gerufen, gab dem Pfarrer auf, genaue Erkundigung einzuziehen, wie sich die Ansprüche des Hospitals „auf die drei Hufen fundieren“ und ob deshalb Prozeß und bei welchem Gericht geführt worden. Unter dem 7. März 1765 berichtete Pfarrer Lehmann:

„Bei meinem vormaligen Bericht glaubte ich eine seltene Begebenheit entdeckt zu haben, welche um so eher zu rügen sei, da der Fonds des hiesigen Hospitals schwach und zu den unbestimmten Ausgaben wenig übrig bleibt. Allein dergleichen Räubereien der Kirchengüter scheinen hiesigen Orts hergebrachte Sitte zu sein. Die Hofstelle und Zubehör des ehemaligen St. Jürgen, eine andere von Wulf Borden geschenkte Stelle, sechs Hufen, so ehemals der Kirche gehört, alles dies ist verschwunden, und man wird sich des ehrlichen Ausspruchs meines seligen Vorfahren getrösten müssen: Aus der Hölle ist keine Erlösung.

Ich beharre in Untertänigkeit und Ehrfurcht . . .“
Nach diesem deutlichen Bericht ließ man die Sache ein für allemal begraben sein. (Aus alten Kirchenakten.)
Zernikow, Amtsgerichtsrat.

Vom Naturschutzpark in der Lüneburger Heide.

Der Verein Naturschutzpark berichtet:

„Wir sind erfreulicherweise in der Lage, Ihnen mitzuteilen, daß durch Anordnung der zuständigen preußischen Minister der Lüneburger Naturschutzpark in den Kreisen Soltau und Winsen in einem Ausmaße von 200 Quadratkilometern oder 3¼ Quadratmeilen (was einer Fläche von 14 Kilometern im Geviert entspricht) als „Naturschutzgebiet“ im Sinne des Preussischen Gesetzes vom 8. Juli 1920 anerkannt und damit auf eine öffentlich-rechtliche Grundlage gestellt worden ist. Zugleich hat der Regierungspräsident in Lüneburg durch Schutzverordnung angeordnet, daß Heideflächen nur mit besonderer Genehmigung verändert oder über die seit Jahrtausenden übliche Schnucken- und Bienenwirtschaft hinaus genützt werden dürfen. Wir hoffen, daß dadurch auch diejenigen Heidegrundstücke, die sich noch im Privateigentum befinden, den Eingriffen der Sekulation entzogen sind. Die Bewirtschaftung der bestehenden Kulturlächen unterliegt keinerlei Beschränkung. In dem ganzen Naturschutzgebiet sind gewisse Tierarten, insbesondere alle Vögel, mit Ausnahme von Birkwild, Schnepfen, Rebhühnern und Enten, dauernd geschützt. Andere Tierarten können durch Eintragung in das Verzeichnis der Naturdenkmäler oder, bei jagdbaren Tieren, durch Anordnung des Regierungspräsidenten unter Schutz gestellt werden. Dauernden Schutz genießen ferner Wachholder, Stechpalmen und die aus der Eiszeit stammenden Krüppelleichen, sowie solche Pflanzen, die in das Verzeichnis der Naturdenkmäler eingetragen sind. Dasselbe gilt für bemerkenswerte Formationen, wie Moränen, Erosionsrinnen, Dünen, erratische Blöcke und Wasserläufe. Endlich ist durch eine Baupolizeiverordnung verboten, durch Bauten aller Art in die natürliche Entwicklung im freien Gelände einzugreifen oder innerhalb der wenigen Ortschaften das Orts- und Landschaftsbild zu beeinträchtigen. Um die staatlichen und privaten Interessen des Natur- und Heimatschutzes in Einklang zu bringen, wird ein Beirat gebildet, dessen Aufgabe es ist, sich über alle den Naturschutzpark betreffenden Fragen gutachtlich zu äußern. Der Beirat besteht aus Vertretern der Provinz Hannover, der beteiligten Kreise und Grundbesitzer sowie des Vereins Naturschutzpark e. V. in Stuttgart. Die staatlichen Behörden und benachbarten Länder können sich durch Kommissare beteiligen.

Damit ist ein weiterer Schritt zur endgültigen Sicherung des Naturschutzparks in der Lüneburger Heide getan. Der Ausbau im einzelnen und die wissenschaftliche Durchforschung bleibt den nächsten Jahren vorbehalten.“